

Gedanken an die Jahre 1930 - 1945 in Illgau

von

Berti Besmer

Das Sigristenhaus, ein 1774 erbautes Schwyzerhaus, gehört auch jetzt noch der Gemeinde Illgau. Es heisst so, weil jeder Sigrist (Sakristan) mit seiner Familie in diesem behäbigen Haus Wohnrecht hatte. Der alte Sigristenbrief, in welchem die vielen Pflichten des Sigrist aufgeführt sind, existiert noch. Der Lohn war sehr klein. Eine Nebenbeschäftigung sicherte den Unterhalt der Familie. Wie mein Grossvater Sigrist und Posthalter in einem war, denn er hatte 16 Kinder zu ernähren, so übernahm auch mein Vater diese zwei Dienste. Als Sigrist war er an erster Stelle für die Kirche zuständig. Im Sommer musste er morgens um 5 Uhr die Glocken läuten, im Winter durfte er eine halbe Stunde länger die Bettwärme geniessen. Die Glocken hiessen die Bauern aufstehen, die Kühe füttern und melken. Wenn Vater sich einmal verschlief, hatte das niemand wahrgenommen. Um 7 Uhr erneutes Glockenläuten. Danach assen wir das Frühstück, das meine Gotte gemacht hatte: Milchkaffee, Rösti, Brösmä (gebratener Mais). Täglich um 8 Uhr waren die Kinder in der Schulmesse. Nachher konnte Vater eine Pause einschalten, sein Schwyzerpfyffli mit Abschnittstumpen (Stumpenresten) stopfen und genüsslich an der Pfeife ziehen. Um 11 Uhr war wieder Glockenläuten Pflicht. Während der Ferien durften wir Kinder läuten. Ernst und Pauli freuten sich, wenn das Glockenseil so richtig im Schwung war, sie hielten sich fest und flogen am Seil bis zur Decke hinauf. Wobei wir eigentlich gleichzeitig den Englischen Gruss hätten beten müssen! Aber so fromm waren wir Kinder nicht. Um 15 Uhr wieder Läuten. Die Bauern und Holzer wussten nun, dass es jetzt Zeit ist, sich auf den Heimweg zu machen. Weiteres Läuten um 16 und um 18 Uhr. Bei Anbruch der Dunkelheit erklang das letzte Geläute. In den meisten Familien wurde noch der Rosenkranz gebetet oder ein langes Nachtgebet verrichtet. Die Illgauer waren praktisch von der Aussenwelt isoliert. So vertrauten sie doppelt auf den Schutz Gottes.

Bei starkem Gewitter musste mein Vater mitten in der Nacht aufstehen und alle drei Glocken von Hand läuten, was manchmal fast eine Stunde dauerte, bis sich das Gewitter verzogen hatte. Die Bergbevölkerung glaubt fest daran, dass Glockenläuten die Gewitterwolken und den Hagel vertreibt.

Grossvaters Vorgänger hatte die Invasion der französischen Truppen erlebt, die gegen die Armee von General Suworow kämpften und plündernd herumzogen. Da er ein wenig Französisch sprach, vermuteten die Franzosen in ihm einen Spion und erschossen ihn. Im Beinhaus neben der Kirche, wo die Totenschädel aufgereiht waren, haben wir Kinder ehrfürchtig und zugleich ängstlich das Einschussloch in seinem Schädel betrachtet.

Am Sigristenhaus hatte es hinten und vorne eine Stiege, die geradewegs in die Küche führte. So eine primitive Küche gibt es heute nicht mal auf einer Alp. Der zweilöchrige Holzherd stand in einer Ecke beim Kamin. Daneben wurde der Kachelofen eingeheizt, im Winter die einzige Wärmequelle. In die Herdlöcher wurden die grossen Kupferpfannen hinein gestellt, darunter knisterte ein Feuerchen. Ja, da war Kochen eine Kunst. Grosse Menus gab es nicht doch Hunger brauchte niemand zu leiden. Älplermagronä und Öpfelschnitzli, Gumälmöckä,



Poläntäbrösel und Hültschä-Gumäl waren Mittagessen, Brösmälisuppä, Käse und Milchkafee gab es abends. Sonntags gab es eine Wurst, manchmal ein Stück Speck. Gemüse war modernes Zeug und brauchte nicht gekocht zu werden. Die Köchin war zufrieden, wenn nichts angebrannt und alles weich war, damit auch ältere Leute mit schlechten Zähnen die Mahlzeit geniessen konnten. In dieser Küche hatten wir nur zeitweise fliessendes Wasser. Im Sommer, zur Trockenzeit, floss sogar auch am Dorfbrunnen nur ein dünner Strahl. Das anstrengende Holz- und Wassertragen waren meine Aufgaben als Kind.

An der Aussenwand zum Bach befand sich ein gemauerter Schüttstein. Das Abwaschwasser floss durch ein Eisenrohr in den Bettbach. Dieser verdient seinen Namen, formt er doch seit Jahrhunderten sein Bett aus dem harten Felsen. Bei trockenem Wetter hört man ihn nicht. Bei Unwetter aber braust, ja kracht er am Haus vorbei, so dass das ganze Haus zittert. Ausserhalb des Dörfchens schiesst er über eine hohe Wand ins Ried hinunter und wird so zum Bettbachfall.

Das WC, einfach „z'Hüsli“ oder „z'Schiissäli“ genannt, hatte eine hölzerne Abdeckung, aus der ein rundes Loch ausgesägt war. (bei kinderfreundlichen Leuten gab es sogar ein kleineres Loch). Das Ende der WC-Anlage, die sogenannte „Gülläbucki“, war frei zu sehen. Der Geruch störte die eine oder andere empfindliche Nase. Licht gab es dort nicht. Ängstliche Leute durften eine Petrollampe anzünden. Zu handlichen Papierstücken zerschnittene Zeitungen und alte Telefonbücher sorgten für die Hygiene. Im Winter dauerte so eine Sitzung nicht lange, ein allzu kalter Wind piff durchs stille Örtchen!

Laubsäcke waren unsere Betten. Die Schlafkammern waren so kalt, dass morgens das Waschtüchlein gefroren war. Nur in der Gast- und Nebenstube war es gemütlich warm. Vom Gang aus heizte Vater den schönen grünen Kachelofen in der Wirtschaft ein. „Schtudäburdäli“ (rundliche Astbündel) machte Vater, der von allen „Besi“ oder „s'Sigerste Joseb“ genannt wurde, selber. Nur er konnte das Holz unter der Stiege so exakt zu einer schönen „Schiiterbiigi“ stapeln. Im Winter, wenn es im Ofenloch so heimelig knisterte, freuten wir uns auf einen feinen Apfel- oder Käsekuchen. Mit Nidle und Eiern wurde nicht gespart. Auch feine Nusskuchen oder Gugelhopf wusste meine Gotte zu backen. Dies alles gab es nur aus dem geheizten Kachelofen, unser Holzherd hatte keinen Backofen.

Die Stube und die Nebenstube waren für die Bevölkerung da. Die Stube mit drei Tischen und einer Ofenbank war die einzige Wirtschaft im Dorf – und ohne Konsumationszwang! Hier durfte sich Klein und Gross nach dem langen Gottesdienst und Rosenkranzgebet in der ungeheizten Kirche am Kachelofen aufwärmen. Gegen Mittag stapften sie zurück zu ihren weitverstreuten Bauernhäusern, viele bis zu einer Stunde im tiefen Schnee. Fast jeden Abend kam der Schuhmacher, genannt „Schuäni“ in die Wirtschaft. Er brauchte Abwechslung, in seiner „Butik“ (Boutique) war er ja meistens allein. Er war Junggeselle, hatte einen beachtlichen Schnauz und wilde Haare. Für mich war er uralte. Auf der Ofenbank wärmte er sich auf und trank dabei 5 dl Most. Zu ihm gingen wir, wenn wir einen bösen Finger oder eine kleine Wunde hatten. Er machte aus Schuhmacher-Pfirm, Harz und Kräutern eine schwarze Salbe. Diese zog Dreck, Eiter und sogar Splitter aus der Wunde.

Die Nebenstube diente als Poststelle, wo später die erste Telephon-Station mit der Nummer 11 als öffentliche Sprechstation installiert wurde. Als Kind musste ich viele Anrufe ausrichten gehen, manchmal ergab das einen einstündigen Fussmarsch. Zum Glück kamen meist Leni und Käthi mit. Wir durften dafür 50 Rappen einkassieren. Auch Brot bringen zu den abgelegenen Heimetli gehörte zu unseren Botengängen, die uns wie Spaziergänge vorkamen.



In der Waschküche, die im Winter auch zum Schnapsbrennen benutzt wurde, fand im April/Mai der grosse Washtag statt. Eine strenge, gefährliche und wohl von mancher Frau gefürchtete Arbeit! Kurz nach 5 Uhr fachte mein Vater unter dem riesigen Kessel das Feuer an. Die zuvor eingeweichte Bett-, Küchen-, Tischwäsche, Hemden, Hosen, Taschentücher und die Kirchenwäsche, alles wurde mit Kernseife und Bürste von Hand gewaschen und dann in der heissen Waschlauge etwa 30 Minuten lang gekocht. Mit einer hölzernen Wäschekelle oder Klammer wurden die kochend heissen Wäschestücke herausgefischt und in einem Zuber voll kaltem Wasser klargespült. In der Zwischenzeit hatte Vater die Wäscheleine kreuz und quer über den Kirchenplatz gespannt. Bald flatterte die Wäsche von 5-6 Monaten (20 Leintücher, aber auch die sogenannte „kleine Wäsche“) vom Schmutz befreit in der Bergluft. In den folgenden Tagen wurde die Wäsche gebügelt, wozu ein mit Kohlen geheiztes Bügeleisen benutzt wurde. Denn bis 1938 war Illgau nicht ans Elektrizitätsnetz angeschlossen. Die Waschmaschine hielt in den Jahren 1960-1965 Einzug in Illgau. Sie nahm den Hausfrauen die mühselige Arbeit ab. Leider konnten sich nicht alle Haushalte eine solche Maschine leisten. Und es gab auch Frauen, die den althergebrachten Washtag weiterhin beibehielten. Kernseife: Im Sommer pflegte mein Vater seine Haare mit Kernseife am Dorfbrunnen zu waschen. Ohne teures Shampoo wurden sie schneeweiss.

In einem Teil des Kellers war ein Laden mit Regalen und Ladentisch eingerichtet. Wir verkauften Lebensmittel aller Art, Brot, Salz, 3-5 kg schwere, in blaues Papier eingewickelte Zuckerstöcke, auch Futter fürs Vieh und Körner für die Hühner. Im Sigristenhaus konnte man fast alles kaufen, was damals nötig war, auch Petrol für die Stubenlampen. Für den Salzverkauf holte Vater eine Bewilligung mit Salzstempel ein. Salz wurde in einem Jutesack zu 100 kg geliefert. Es brauchte einen starken Mann, um das Salz in eine Holzkiste umzufüllen. In einem anderen Keller wurden schwere Laibe Emmentaler- und Schwyzerkäse sowie saurer Most und italienischer Wein in Fässern, Kirsch, Trester- und Kräuterschnaps in grossen Standflaschen gelagert. Als ich noch kaum zur Schule ging, musste ich den Most im Keller holen und den Männern beim „Trännten“, einem alten Spiel, den Most einschenken. Bier wurde in jener Zeit wenig getrunken. Das Bier-Depot war in Schwyz. Dort holte unser Fuhrmann Sebäli die schweren Holzkisten mit 24 Bierflaschen Inhalt ab und brachte sie nebst Lebensmitteln, Würsten und Viehfutter zu uns nach Illgau. Wenn wir in Schwyz eine Besorgung gemacht hatten, waren wir froh, wenn wir mit ihm heimfahren konnten; der Treffpunkt war bei der Wirtschaft Obstmühle.

Die Bauern und Holzer brachten meinem Vater ihre stumpfen Sägen und Fuchsschwänze zum Feilen. 50 Rappen verdiente er pro Stück, für eine halb- bis einstündige Arbeit. Mäuschenstill konnte ich dasitzen, wenn die Späne flogen und sich gold-glitzernde Sternlein bildeten, wie die Wunderkerzen am Christbaum. Anfangs Dezember gingen Vater und ich in den Wald. Vater suchte die schönsten Tannen aus, zwei grosse und 4-5 kleinere Bäumchen für die Kirche. Das schönste Tännlein kam in unsere Kammer. Wenn Vater mit der Säge das Bäumchen schnitt, roch es herrlich nach Harz und Tannenduft. Zusammen schleiften wir die Bäumchen zur Strasse hinunter, wo sie Fuhrmanns Sebäli am Abend mit seinem Ross ins Dorf zog. Auf Weihnachten hin musste die Kirche auch geputzt werden, nicht unbedingt eine schöne Arbeit in der eiskalten Kirche. Mit dem Reisbesen, der den Staub erst recht aufwirbelte, wischten wir die Gänge und zwischen den Bänken. Zum Glück halfen mir meine Kameradinnen „z'Bekä Leni“ und „z'Bäsi Katris Kätärli“. Wir waren 8 bis 9 Jahre alt und mussten überall mithelfen, weil wir nur eine Halbtageschule hatten. Meine Gotte und Fuhrmäsä



Elis schmückten die Kirche. Vater holte die Krippenfiguren und den Stall vom Kirchenboden herunter. Dann stellte er die Christbäume auf. Wir Kinder befestigten die Christbaumkugeln und Kerzen. Mitten in der Nacht riefen die Glocken zur Mette. Als „Stille Nacht, heilige Nacht“ verklungen war, erloschen langsam die Kerzen. In der kalten Kirche half ich Vater, neue Kerzen aufzustecken, denn auch für die Frühmesse um 7 Uhr wünschten die Kirchgänger beleuchtete Christbäume. Jetzt freuten wir uns auf die warme Stube. Vater hatte am Abend fürsorglich nochmals den Kachelofen eingeheizt. Die „Chriesimannen“ aus dem Ofen wärmten unsere steifen Glieder auf. Ein „Wiikafi“ (Kaffee mit Wein) oder gar zwei gaben uns die nötige Bettschwere. Um halbsechs Uhr musste Vater für erneutes Glockenläuten aufstehen. Hatte es in der Nacht geschneit, musste er sofort den Weg zur Kirche, zum Pfarrhof und zum Sigristenhaus freischaufeln.

Es war selbstverständlich, dass unser Laden am Sonntag nach der Messe geöffnet war. Denn gewöhnlich kamen die Einwohner nur einmal wöchentlich ins Dörfli, nämlich um zur Messe zu gehen und um einzukaufen. Das Einge kaufte musste bis zum nächsten Sonntag ausreichen. Auch der „Postwiesi“ war froh, wenn er den Menschen, die weit abseits wohnten, die Post gleich mitgeben konnte, das ersparte ihm manch langen Weg zur Kundschaft.

Der steile Fluhweg führt ins Tal nach Ried. Dort, am Fluhhof, auf dem Weg ins Muotatal, holte mein Vater zweimal wöchentlich die Post ab. Noch viele Jahre blieb der Fluhweg im Winter die einzige Verbindung ins Tal und nach Schwyz.

Da Illgau erst 1938 Elektrizität bekam, wurden die Stuben von Petroleumlampen erhellt, nur spärlich, so dass an eine exakte Arbeit nicht zu denken war. Dafür wurde abends oft der Rosenkranz gebetet. Die Frauen strickten fleissig Socken und Pullover, so gut sie das bei dieser Beleuchtung konnten. Die Männer klopften einen Jass. Ein Schwyzerörgeli fehlte fast in keinem Haus. Oft wurde gesungen und getanzt, Jung und Alt machte mit bis Mitternacht. Dafür ging man am nächsten Abend mit den Hühnern zu Bett. Fröhlichkeit, Singen, Musizieren und Tanzen liegen den Illgauern im Blut. Das erste Radio hatte sicher Pfarrer Kistler, er war König und Kaiser im Dorf, das muss um 1937 gewesen sein. Bald darauf war auch mein Vater Besitzer eines solchen Wunderdings.

Der am nächsten praktizierende Arzt war der legendäre Dr. Schindler, wohnhaft in Seewen. Ein Fussmarsch von Illgau bis zu seiner Praxis dauerte gut zwei Stunden, für jene, die ausserhalb des Dorfes wohnten, kam noch eine weitere Stunde dazu. Auch wer mit dem Postauto nach Schwyz fahren wollte, musste erst einen Fussmarsch von einer halben bis ganzen Stunde bewältigen. Deshalb erbaten sich Erkrankte oder Verunfallte zuerst Hilfe vom „Schuäni“ oder von Vaters zweiter Frau, Anna, geborene Annen, einer ausgebildeten Samariterin. Als einmal ein Mann schwer erkrankt und Illgau gerade eingeschneit und von der Umwelt abgeschnitten war, untersuchte sie ihn und rief dann Dr. Schindler an. Dieser gab ihr gute Anweisungen und schickte ihr Medikamente per Post. So bekam sie sogar Penicillin, das neu auf dem Markt war. Die vereiterte Angina heilte aus, und der Mann wurde gesund.

Die Illgauer waren mit dem Wenigen zufrieden. Sie nahmen das Leben wie es kam und vertrauten auf Gott. Mein Vater, gelernter Schreiner, träumte von einer Hobelmaschine, doch vermochte er nie eine zu kaufen. Solcherart erging es Allen im Dorf. Die AHV wurde erst 1948 eingeführt, und von Kinderzulagen war noch nie gesprochen worden. Vater hatte immer Zeit. Er sass neben mir auf der Ofenbank und rauchte sein Schwyzerpfyyffli. „Äs isch immer ggange, äs wird au wiitergah“, es war sein Gottvertrauen, das ihn so denken und sprechen liess.

